

BOB TARTE

Der **LAND-**
NEUROTIKER



*Wie ein überzeugter Städter
seiner Frau zuliebe aufs Land zog und
dort mit 40 Tieren sein Glück fand*

mvgverlag 

© des Titels »Der Landneurotiker« (ISBN 978-3-86882-220-5)
2011 by mvgVerlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

Kapitel 1

Binky, das kriegerische Kaninchen

Nachdem ich so lange in der Stadt gewohnt hatte, fühlte sich das Landleben seltsam an. Ich sah aus dem Fenster, und statt auf ein anderes Fenster fiel mein Blick auf Bäume. Das brachte mich durcheinander. Genauso wie die Vögel, die am Morgen ihr Liedchen anstimmten, und der Gewehrschuss vom anderen Ufer des Flusses. Ich war an Autohupen und Pistolenschüsse gewöhnt. Und so irritierten mich auch das Brunnenhäuschen im Hinterhof, der gewaltige Holzofen im Keller und das undurchdringliche Brombeergestrüpp auf der anderen Seite des Zauns. Nachts trieben sich seltsame Tiere auf dem Anwesen herum. Tagsüber segelten Geier darüber hinweg. Haltestangen in der Scheune und eine verrostete Viehtränke am Rande des Sumpfes erzählten von anderen tierischen Bewohnern. Doch das war Vergangenheit – sagte ich mir. Meine Frau Linda allerdings hatte da so ihre eigenen Vorstellungen.

Linda konnte es gar nicht erwarten, jede freie Fläche im Haus mit Schnickschnack zu füllen. Die drei Morgen Land, die an den Fluss grenzten und mich mit ihren mysteriösen Felsbrocken erschreckten, boten in ihren Augen die heiß ersehnte Möglichkeit zum Gärtnern. Was das Zusammenleben mit mir anging, war sie sich wohl weniger sicher. Ursprünglich hatte sie vorgehabt, einen Teil des

Jahres in ihrem Blockhaus im Norden von Michigan zu verbringen. Ein paar Monate später waren wir verheiratet, und sie änderte ihre Meinung, was die Harmonie zwischen uns stark beeinträchtigte. Dann kam Binky.

Der Kauf dieses Kaninchens war eine der folgenschwersten Taten, die ich als Erwachsener je begangen habe. Trotzdem weiß ich nicht mehr, was mich zu der Auffassung bewegte, es sei gut, ein Kaninchen zu besitzen. Und Binky war weit mehr als ein Kaninchen! Er verwandelte unser Haus von einer jungfräulichen, tierlosen Zone in einen Haustierzoo. Er veränderte mein ganzes Leben. Wenn ich so über meine tierfreie Vergangenheit nachdenke, dann frage ich mich, wie ein missvergnühtes Holländisches Zwergkaninchen ohne soziale Fähigkeiten uns dazu brachte, noch mehr Tiere an- statt ihn abzuschaffen.

In unserem ersten gemeinsamen Frühling in Lowell brachte Linda plötzlich das Gespräch auf Hasen: »Wäre es nicht nett, wenn so ein Tierchen durch das Haus hoppelte?«

»Du hoppelst auch beim Gehen«, sagte ich zu ihr. »Wenn du daran noch ein bisschen arbeitest, brauchen wir keinen Hasen.«

»So ein Hase macht überhaupt keine Mühe«, bohrte sie weiter. »Meine Freundin Justina hatte so ein Tierchen. Es sitzt immer neben dem Wäschetrockner und schläft in seinem Bettchen aus einem alten Handtuch.«

»Und wo schläfst du dann?«, fragte ich sie. Da wusste ich allerdings schon, dass es wenig Sinn hatte, mit Linda zu streiten. Sie wusste, was sie wollte.

Bevor ich Linda kennenlernte, hatte sie zwei Hunde besessen, und die vermisste sie nun. Da schien mir der Hase doch das geringere Übel. Einen Hund musste man schließlich ausführen, baden, bürsten und stubenrein machen. Man musste ihm beibringen, dass er im Auto sitzen blieb, alte Leute nicht umrannte und selten bellte. Man

musste ihn flöhen, Hundesteuer zahlen, ihn impfen lassen – kurz: Ein Hund ist Teil der Familie. Das hieß, er würde sich in *meiner* Welt herumtreiben. Die Welt eines gefangenen Kaninchens aber war ein Käfig mit einem Meter Seitenlänge. So dachte ich damals.

Ein Besuch bei meinem Freund Philip bestätigte mich darin. Als wir im Wohnzimmer saßen, fragte ich ihn, ob er nicht seinen Hasen Drusilla ein wenig herauslassen wolle.

»Sie ist hier schon irgendwo. Vermutlich versteckt sie sich hinter einem Stuhl.«

Als ich aufstand, sah ich, wie ein Fellknäuel zurück in den Schatten huschte. Verglichen mit der Zudringlichkeit eines Hundes (»Streichle mich!«) oder einer Katze (»Ich will auf deinen Schoß!«), fand ich Drusillas Zurückhaltung recht ansprechend. »Und das ist alles, was sie tut?«

»Im Grunde zeigt sie nur zwei Verhaltensweisen. Wenn sie irgendwo neu ist, flitzt sie herum, so schnell sie kann, bis sie alles gesehen hat. Dann versteckt sie sich und kommt nur heraus, wenn man ihr einen Grund gibt.« Das hörte sich gut an. Was dann kam, tat ich als Eigenheit ab. »Allerdings liebt sie Kabel. Ich ziehe bei jedem Gerät, das ich nicht gerade brauche, den Stecker, bevor ich sie hereinlasse. Sonst beißt sie das Kabel einfach durch.«

»Und dabei kriegt sie keinen elektrischen Schlag ab?«

»Die Mundhöhle von Kaninchen ist extrem trocken«, erklärte Philip. »Sie haben nicht viel Speichel, also bekommen sie keinen so starken Schlag, wie du ihn bekommen würdest, wenn du ein Lampenkabel durchbeißt.«

Dass ich je Geschmack am Durchbeißen von kunststoffüberzogenen Kupferdrähten finden würde, schien mir nun so weit hergeholt, dass ich die Bemerkung auf Philips spleenige Art schob. Zum Beispiel bewahrte er das abgenagte Gerippe eines zwei Jahre alten Thanksgiving-Trutthahns im Gemüsefach seines Kühlschranks auf.

Ich berichtete Linda von Drusillas Vorliebe für Kabel.

»Rose, eine meiner Kundinnen, hat einen Hasen, aber davon hat sie noch nie erzählt.«

»Ich dachte, es sei Justina«, hakte ich nach.

»Rose hat auch einen«, sagte Linda, die bei ihrer Arbeit als Putzfrau allerhand lustige Leute kennenlernte. »Er sitzt immer bei Rose auf dem Schoß, wenn sie *Glücksrad* im Fernsehen sieht.«

»Das ist meine Lieblingssendung.«

»Ich weiß.«

»Und der Hase darf auf meinem Schoß sitzen?«

Plötzlich schien der Weg zu einem Dasein als Hasenbesitzer leicht. Wir waren voller guter Vorsätze. Allerdings kauften wir ein Tier, das so ganz anders war, als wir es uns vorgestellt hatten. Zunächst einmal hatten wir uns kein bisschen informiert. Wir gingen davon aus, dass Hasen und Kaninchen sich höchstens in der Größe unterscheiden. Wer hätte gedacht, dass sie alle eine Persönlichkeit haben, die sich je nach Rasse unterscheidet?

Der Farmer nördlich von Rockford, einem Städtchen in Michigan, jedenfalls nicht. Er hatte nur ein handgeschriebenes Schild an seinen Trailer gehängt, auf dem in großen Lettern stand: »Hasen zu verkaufen«. Zu Lindas Entsetzen züchtete er »Fleischtiere«, also Tiere zum Schlachten. Geläutert steuerten wir den nächsten Bauernhof an. Dieser Bauer züchtete zwar Hasen als Haustiere, doch dummerweise Langohrhasen, deren Ohren auf dem Boden dahinschlappen wie bei einem Cockerspanielwelpen. Linda aber wollte einen »Hasen mit richtigen Ohren«. Und so schlug uns der Züchter vor, uns am folgenden Wochenende auf der jährlichen Easter Bunny Show in der North Kent Mall umzusehen.

Doch bei dieser Show ging es in Wirklichkeit um Immobilien. Nur ganz hinten, hinter einer Reihe leerer Schuh-

läden, fanden sich drei Kaninchen- und Hasenzüchter, von denen jeder höchstens sechs Käfige vorweisen konnte. Der Erste hatte ein paar Holländerjunge, die aussahen wie überdimensionierte Meerschweinchen. Eine sehr freundliche Rasse, wie wir hörten. Der Nächste wieder Langohrhasen. Die im Übrigen ausgesprochen sanftmütig sein sollen. Auf dem letzten Tisch sahen wir ein paar klassische »Fleischhasen«, die uns zu groß waren. Und ein paar Holländische Zwergkaninchen. Ein Preisrichter in Lowell meinte später einmal zu uns, diese Rasse sei »lounisch«. Für ebendiese entschieden wir uns.

Ein kleiner Junge mit Wuschelkopf streichelte ein Tier, das sich wohligh auf dem Tisch ausstreckte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Offensichtlich gefiel ihm die menschliche Gesellschaft. Wir konnten nicht widerstehen: Wir mussten es auch streicheln. Seine lustige Zeichnung gefiel uns: Das Kaninchen sah aus, als habe es ein schwarzes Höschen an und eine schwarze Kapuze auf. Der Rest war milchweiß.

»Ist der zu verkaufen?«, fragte Linda entzückt.

»Sie ist die Mutter«, sagte der Junge und sah uns an.

»Ja, aber ist sie zu verkaufen?«, fragte ich nochmals.

»Wie alt ist sie denn?«

»Dreizehn Monate.«

Linda und ich berieten uns hastig. Ein Jahr und ein Monat – für ein Kaninchen war das viel. Vor allem, da wir doch übereingekommen waren, ein Kaninchenbaby zu kaufen, das wir nach unserem Willen formen konnten.

»Das ist der Wurf«, meinte der Junge dann und wies auf ein Trio etwa acht Wochen alter Zwergholländer im Käfig daneben. Wenn die Mutter Menschen mochte, galt das für die Jungen vielleicht auch.

»Der da ist süß«, meinte Linda.

»Schaut er gerne *Glücksrad*?«, fragte ich.

»Gefällt er Ihnen?«, sprach uns ein Mann an, dessen Namensschild ihn als »Warren« auswies.

»Dürfen wir ihn auf den Arm nehmen?«, wollte Linda wissen.

»Natürlich«, versicherte uns Warren. Doch kaum hatte er in den Käfig gegriffen, als sich das Fellknäuel, das eben noch geistesabwesend an der Tränke genagt hatte, in einen veritablen Kampfphasen verwandelte. Schon setzte er zum Sprung an, als Warren ihn geübt am Kragen packte und in Lindas Arme nötigte. Wo er nicht bleiben wollte. Was für mich ebenso galt.

»Haben Sie noch andere Männchen?«, fragte Linda, als Warren den widerstrebenden Burschen wieder in den Käfig steckte, wo er mit Unschuldsmiene an den Zedernholzspänen zu kauen begann. Ein Züchter hatte uns nämlich mal erzählt, dass Männchen bessere Haustiere seien als Weibchen.

Warren schüttelte den Kopf. »Nein, die anderen sind Weibchen.«

»Vielleicht liegt's daran, dass er Sie noch nicht kennt«, versuchte Warren es noch mal.

»Dann nehmen wir ihn eben«, meinten wir schließlich.

Der Mann wusste, wie man Kaninchen verkauft. Da wir weder genug Handgeschick noch eine ausreichend dicke Rüstung besaßen, um unseren neu erworbenen Mitbewohner zum Parkplatz zu tragen, steckte Warren ihn kurzerhand in einen stabilen Karton. Während wir nach Lowell fuhren, kratzte und tobte er in seinem Gefängnis, was das Zeug hielt, und gab uns so einen Vorgeschmack auf seine teppich- und schuhfeindliche, asoziale Natur. Etwa eine Stunde nach unserer Ankunft schaffte Linda es, das Zwergkaninchen im Würgegriff auf die Couch zu zwingen.

»Vielleicht muss er sich erst ans Gehaltenwerden gewöhnen«, meinte sie. Mein Kopfschütteln interpretierte

sie als Aufforderung, das kleine Ungeheuer auf meinen Schoß zu setzen.

»Geben wir ihm halt ein paar Tage«, antwortete ich und versuchte, mich vor seinen Klauen zu schützen.

»Sieh mal. Er setzt sich.«

»Er hat ja keine Wahl. Wenn ich meinen Griff jetzt lockere, bin ich vermutlich meine Hand los.« Ein paar Sekunden später hörte sein kleiner Körper auf zu zittern, und er entspannte sich. »Vermutlich hast du recht«, antwortete ich. Doch in diesem Moment überflutete der Kleine regelrecht mein Hosenbein und die Couch. Wir taufte ihn nach dem griesgrämigen Hasen in Matt Groenings berühmtem Comic *Life in Hell* auf den Namen Binky.

In den nächsten Tagen versuchte ich, eine Beziehung zu Binky aufzubauen. Dazu kniete ich auf dem Küchenboden nieder, um eine möglichst wenig bedrohliche Haltung einzunehmen. Binky hoppelte desinteressiert um mich herum. Ich brachte mein Kopfkissen in die Küche und legte mich hin, ihm ein Nickerchen vorspielend. Er sollte sich wohlfühlen mit mir. Offensichtlich aber war das Problem ein anderes, denn sobald ich eine Banane schälte, kam Binky an wie der Blitz und legte mir gierig seine Pfote aufs Handgelenk. Seine Zuneigung zeigte er uns, indem er gnädig im Raum blieb und uns den Rücken zuwandte, wenn wir hereinkamen. Wenn er in großmütiger Stimmung war, durften wir sogar von hinten an ihn heranrobben und flüchtig seinen Kopf streicheln. Wagten wir aber, ihm weitere Zeichen der Zuneigung anzudienen, hoppelte er eiligst in eine menschenfreie Zone und putzte sich angeekelt dort, wo wir ihn gestreichelt hatten.

Wir überhäuften Binky mit einer schicken Wasserflasche, einem Kaninchenklo und Spielzeug zum Draufherum-Kauen. Wir fütterten ihn mit Tortillachips und Butertoast. Wir bauten ihm draußen einen Stall, indem er

sich ertüchtigen konnte, und ließen ihn ungehindert im Haus auf und ab flitzen. Und doch bezeugte er uns nichts anderes als die streitbare Haltung, die Hasen mitunter an den Tag legen. Wir kauften ihm eine lavendelfarbene Leine und nahmen ihn mit einem für Chihuahuas gedachten Geschirr mit in den Wald. Das funktionierte nicht besonders, denn entweder saß Binky stundenlang gemütlich da und kaute an einem Blatt herum, oder er raste wie besessen über die Moospolster, sodass wir kaum mithalten konnten. Vermutlich verwöhnten wir ihn einfach nicht genug. Mein Freund Philip fütterte Drusilla mit Smarties. Zwar stand in allen Büchern über Kaninchenhaltung, dies sei für die Tiere reines Gift, aber Drusilla hatte mit Fachliteratur offensichtlich nichts am Hut. Wenn Philip sie ruhen wollte, schüttelte er ein Päckchen Smarties. Dann kam sie angelaufen, egal, wo sie sich gerade versteckte. Das Einzige, was Binky dazu bewegen konnte, ein Versteck zu verlassen, war eine menschliche Hand, die ihn streicheln oder gar hochheben wollte. Aber nur, um sich ein noch besseres Versteck zu suchen.

Warren, Binkys Züchter, hatte Linda beim Kauf seine Visitenkarte gegeben und gemeint, sie könne ihn jederzeit anrufen, wenn wir Probleme hätten. Und so telefonierten wir fleißig.

»Wir haben Schwierigkeiten mit Binky. Er will sich nicht streicheln lassen«, meinte sie einmal.

»Das ist merkwürdig«, antwortete Warren. »Das habe ich bei ihm noch nie beobachtet. Ich weiß auch nicht, was ich euch da sagen soll.«

Ein andermal rief sie ihn an, weil Binky alles anknabberte, was er finden konnte. »Ich wünschte, ich könnte euch helfen«, meinte Warren und fügte einmal mehr hinzu, wir sollten ihn doch anrufen, wann immer wir Probleme hätten.